

Das Gaiserbähnli

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Gaiserbähnli.

Nachdruck verboten.

Verschnittene Kulturbildchen aus Auserrhoden. Von Heinrich Federer, Zürich.

1. Auch die Eisenbahnen haben ihre Seelen.

So obenhin meinen die Leute, alle Bahnen und Bähnlein gleichen sich in Gesicht, Gang und Lebensweise aufs Lippflein. Nun ja, alle essen hartes Schwarzbrot, schwitzen und schnauben wie von der Hölle besessen und stoßen aus ihrer gewaltigen Tabakspfeife die ungeheuerlichsten Wolken gen Himmel. Das gehört zum Beruf. Dabei aber gibt es doch noch Eisenbahnen, die ihre Eigenpersönlichkeit tüchtig bewahrt haben und mit keiner Kollegin der übrigen S. B. B. oder gar der ausländischen Neze verwechselt werden können.

Den englischen Eisenbahnen in ihrem nüchternen Aufputz, ihrer internationalen Gleichgiltigkeit und ihrem gedankenlosen Rasen durch Stadt und Ebene merkt man auf den ersten Blick den geschäftigen Allerweltstrotter an. Die amerikanischen sehen verwegen und abenteuerlich aus. Man denkt an Ueberfälle im Urwald, an zusammenkrachende Brücken, an todeschnelle Hezen durch menschenlose unabsehbare Einöden. Dagegen macht die Gotthardbahn einen soliden, besonnenen und tapfern Eindruck. Sie benimmt sich zwar vornehm wie eine Gesellschaftsdame, die mit großen Lords und selbst mit cis- und transalpinen Majestäten verkehren muß. Doch ist ihr immer ein Stich ins Schweizerische und Alpenhafte geblieben. Sie riecht immer ein wenig nach den Tannen bei Wasen, nach dem Kreuzwasser beim Pfaffensprung und nach den Granitblöcken vor Göschenen. Es hängt ihr stets wie einer nordischen Ballade etwas Nebel, etwas Schnee und etwas graue heroische Sage an. Auch die italienischen Bahnen behalten bis auf unsern

Tag eine persönliche Note bei. Man spritzt sich da Pfirsichsaft auf die Toilette, man schaukelt sich auf den Stuhllehnen, spaziert durch den schmalen Mittelgang, man spielt Harmonika und sagt Gedichte auf, klatscht Beifall und schreit «A basso!», versteckt Kagen und Hündchen in Blumenkörbe und tut gerade wie auf der Straße. Das ist sehr brav von den italienischen Bahnen. Sie langweilen nie, selbst nicht auf so dürren Strecken wie die zwischen Mailand und Bologna. Gott gebe ihnen ein langes Leben!

Und dann die sogenannten Nebenbahnen, diese spaßigen Dingerchen, halb Schnecke, halb alter Adler, sie, die von den Miststöcken ihrer Dorfstraße, von den Milchmäpfen ihrer Melkbuben und von dem Moschus und Lavendel der Gemeinderatsfräcke mehr als von Kohle riechen! Sie mit ihren Kalenbergesprächen, ihren schweren Kohlrübenkörben, ihren Friedhofkränzen und schreienden Häfelkindern! Diese schwäbischen Bähnlein, die der Mf so unbarmherzig verspottet, sie, von denen es heißt, sie führen so langsam, daß man darin ein eisgraues Alter erreichen, und so schnell, daß man fast immer früher ankommen könne, als man abfuhr — Ach, wer möchte sie in der mörderischen und doch gar nicht so notwendigen Eilfertigkeit unserer Zeit missen!

2. „Fort von St. Gallen!“

Aber ich will vom Gaiserbähnli reden.

Obwohl es nur ein Seitenast der Linie Zürich-St. Gallen-Chur ist, so behauptet es doch ein so unabhängiges Wesen, daß man viel eher meinen möchte, von ihm aus gingen die eisernen Fäden nach Zürich, München und Wien. Noch nie hat jemand gewagt, vom Gaisierzug in sekundärbähnlichem Tone zu reden. Wenn auch seine Coupés mit allerhand Werksprüchen tapeziert sind, die kinderstubenhaft besorgt klingen, so: daß man nicht auf den Boden spucke, nicht über das Fenstergestimse hinauslehne, nicht zwischen zwei Stationen aussteige, daß man dem Schaffner das Reiseziel angebe und so weiter — wenn ferner auch das Bähnchen schmalspurig geht, sodaß man zwischen den engen Sitzen fast den Atem verliert, und wenn endlich uns gleich beim Einsteigen eine ganz eigene Sprache und ein Volk mit ganz eigenen rasierten Gesichtern grüßt, so wird doch niemand behaupten, es mute einen hier provinzmäßig und kleinlich an. Keineswegs! Man



Hans Widmer, Brienzwylerin. Strickende Brienzwylerin (1897). Original in Zürcher Privatbesitz.

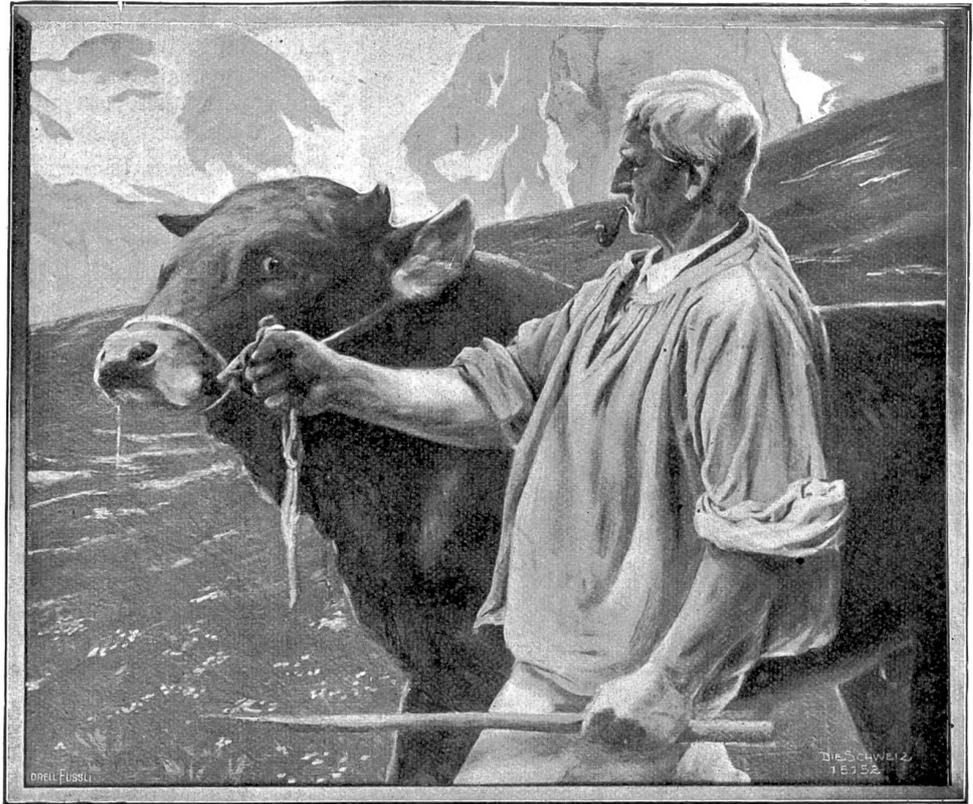
hat das Gefühl, daß hier eine große, alte, vertrampelte, langweilige Kulturwelt aufhört und eine zwar noch ältere, aber kraft ihrer langen Abgeschlossenheit noch immer grüne, frische, selbstmächtige und gar kurzweilige Welt beginnt. Man merkt, diese Bahn führt aus den vielen großen Untertanenländern in ein kleines souveränes Königreich oder besser gesagt in eine Reihe von Königreichen. Denn jedes starke Dorf Außerrhodens ist auch ein eigenes Fürstentum.

Es ist bezeichnend genug, daß das Gaiserbähnli es in St. Gallen verschmäht, in den gemeinsamen Bahnhof wie alle andern Eisenbahnen zu münden. Es will sein eigenes Bahnhofchen haben. Mag das altbischöfliche Chur und das großstädtische Zürich, mögen Konstanz und Basel und, was über den Arlberg von Wien her kommt, sich in Gottes Namen mit dem einen städtischen Bahnhof begnügen: wir, die Gaiserbahn, lassen uns diese internationale Schablone nicht gefallen! Wir wollen unser eigenes Absteigequartier, unsere eigenen Perrons und Billettschalter haben. Vielleicht, wenn einmal ein neuer stattlicher Bahnhof dasteht, vielleicht, wenn er in einem uns genehmen Stil vollführt ward und uns von den Bergen her eine eigene Zufahrtslinie einräumt, vielleicht, wenn wir in seinen Hallen eine gewisse, uns zukommende Souveränität bewahren: vielleicht, daß wir dann mit uns reden lassen und auf ein eigenes Bahnhofswesen verzichten. Vielleicht!

3. Der internationale Außerrhödler.

Das Gaiserbähnli hat eine richtige Außerrhödlerseele.

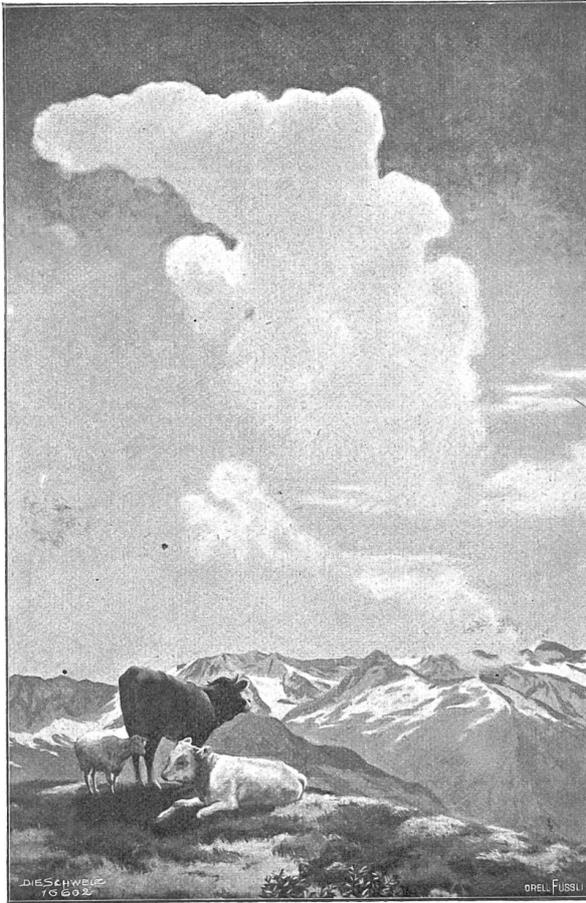
Wenn es von St. Gallen abfährt, benimmt es sich zwar noch durchaus städtisch. Es fährt grazios durch die Straßen und Häuserreihen des Arbeiterquartiers, ohne sich zu überstürzen, etwa, wie man gern glauben möchte, einem Polizeiposten in die pflichtgemäß geraden Beine zu schießen oder in eine musikalische Italiengasse zu rumpeln. Aber es atmet doch auf, sobald es aus den grauen Mauern hinaus auf die steilen grünen Wiesen des Freudenbergs steht. Das Aelplerblut erwacht in ihm. Eine unbezähmbare Lust zum Klettern überkommt es. Mit einer einzigen jähen Biegung nimmt es den Hang. Das Kunststück ist überraschend. Nicht so bald macht ihm das eine andere Bahn nach. Je tiefer St. Gallen unter ihm versinkt, diese wenn auch gemü-



Hans Wildmer, Brienzwiler. Mann mit Stier (1903). Original in Laufanner Privatbesitz.

liche, so doch fürchterlich unschöne, neblige, enge und bedrückte Häusermulde, desto frecher bligen die Metallaugen des Gaiserbähnleins, desto munterer wird sein Bergschritt, und oben, wo man zum letzten Mal auf die Kirchen und Banken und alles Stadtgestiebe in der Tiefe schaut, läßt es einen Pfiff ab, einen so bundeswidrigen, unbezähmten, aber heillos kühnen Pfiff, wie ein junger Habicht, den schlaue Stadtbuben ins Garn bekommen und eine Weile zwischen Käfigstäbe gezwängt haben. Nun ist er entwischt, weitet seine Flügel und strebt wieder den luftigen, schneever Silbernten Heimatgipfeln zu... Da darf man wohl pfeifen!

Im übrigen gleicht die Fahrt von der Stadt in die Hügel hinauf durchaus keiner Flucht. Das Gaiserbähnlein fürchtet die Stadt nicht. Es würde ohne Herzklopfen mitten in den Zentralbahnhof von Paris oder London münden. Was verschlüge das? Man kann doch heute nicht mehr immer droben in den trauten Nestern der Alpen hocken! Von den Alpenrosen und den schönen Ausblicken lebt niemand. Hinunter muß man in die arbeitsegnete Tiefe, in die industriereiche, goldschwängere Ferne hinausfahren! Man muß dem ehrwürdigen, grauhäuptigen Vater Säntis, seiner königlichen Majestät dem Altmann und der ganzen glorreichen Alpsteinkette, die aus den grünen Appenzellerhügeln plötzlich wie eine Ueberwelt ins Blau aufsteigt, man muß den lieben Hochtälern mit ihren braungefleckten Kühen, ihrer süßen Milch, ihren reinlichen Hütten, ihrem Jodel, ihren Sonntagsstubeten und der ganzen tanzenden Volksbeweglichkeit Abo sagen, man muß nach London gehen, um neuen Absatz für die Stickerei zu suchen, nach Amerika, um neue Moden aufzuspüren, nach den indischen



Hans Widmer, Brienzthaler. Alpenlandschaft (1905).
Original in Werner Privatbesitz.

Gewässern und den Kolonien um Ozeanien, damit keine Konkurrenz entsteht! Die tausend Handelsstraßen der Welt muß man ablaufen, die tausend Marktplätze der Erdkugel heimsuchen, die tausend Gelegenheiten, reich und stattlich zu werden, am Gipfel nehmen. Denn was ein richtiger Außerrhödler, vor allem ein Gaiser ist, will kein Habenichtes sein, sondern begütert, mit breiten Hofenjäckchen und breiten Goldbägen darin...

Es ist wahr, dem Bähnlein tut es jedesmal weh, wenn so ein frischwangiger Bursche aus Trogen oder Gais mit dem Ueberjeckdöfferchen nach St. Gallen fährt. Was würdest du, denkst es, für Enttäuschungen erleben? Wie lustig hast du bisher auf deinen Hügeln gelebt! Fast wie ein Spiel war Tag für Tag. Diese einzige göttliche Luft, diese hellen Stuben, dieser Frohmuth der Mütter und diese Würde der Väter! Wo gibt es einen solchen Schnee wie hier, wo noch im Herbst so schattengrüne Wiesen, wo so zutrauliche Kühle, wo so leichte Werkstage und so freie Sonntage? Lebe wohl, du Sonne der Berge! Lebe wohl, du Leben junger Könige! Lebe wohl, du Glanz und Uebermuth der Höhen! Es geht ins platte, stauubige, unfreie und vertretene Leben hinunter! Lebet wohl!

Der Junge aber blickt zum Coupe hinaus voll Gier nach dieser unbekanntem und verschrienen Welt. Er pfeift zwischen seinen blanken Zähnen eine entschlossene

Melodie. Er scharrt wie ein Hengst vor Ungeduld mit den Füßen. Unendlich schimpft er auf das Bähnlein, das so langsam fährt, und wird über den Rotbach neidisch, weil er viel rascher den gleichen Weg in die Tiefe stürzt... O diese roten, glühenden Backen, dieses helle Pfeifen, dieser elastische Schritt, dieses Gucken in lauter Sonnen! Es gibt einen Ort, wo der Rotbach langsam und müde wird, und irgendwo kommt auch das tobende Blut meines jähen Burschen in ein sachteres Tempo!

Das Gaiserbähnli tröstet sich, wenn auch die Zurückkehrenden nach Jahren etwas entfärbte Gestalten heimbringen, nicht mehr pfeifen und sich nicht mehr so biegsam zum Trittbrett auf- und niederschwingen. Im Grunde sind sie doch die Gleichen geblieben. Der Außerrhödler hat bei aller äußern Schmiegsamkeit etwas unverrückbar Festes in sich. Ob er drei Welttheile durchquert hat, englisch wie ein Londoner und französisch wie ein Pariser spricht, ob er die letzte Raffinerie der Kultur in einer Ausstellung oder in einem Variété erlebt, durch alle Museen gewandert, über alle Boulevards spaziert, durch alle Fabriken gezogen ist und an allen Schaltern mit schweren Wechelpapieren gehandelt hat: im Kern ist er der Alte geblieben. Also einer, der für gewöhnlich kurz und knapp redet, langsam und mäßig abwägt, aber dann bestimmt urteilt, trifft, wenn er schlägt, und nicht lacht, wenn er zum Lachen macht. Einer, der hinter einem zugeknöpften Wesen und einer für den Fremdling fast abstoßenden Kälte eine goldene Gemüthlichkeit und einen funkelnden Frohsinn verbirgt, gleich dem Champagner im Eise. Einer, der gern ein Fest durchjubelt bis zum letzten Trunkfleck, aber dessen längstes und bestes Fest doch das Arbeiten ist. Einer, der allen Komfort des Lebens kennt, aber die Einfachheit doch am komfortabelsten findet, der oft große Summen gleichmüthig ausgibt, aber dessen reiche Buben doch selten mit mehr als zehn oder zwölf Rappen in den Hosentaschen klimpern. Das heißt, auch die Buben klimpern nie mit dem Geld. Sie prahlen nie damit. Sie sind zu klug dazu, und das Geld ist ihnen eine viel zu ernste Sache, als daß sie damit kindisch pröken wie etwa wir St. Galler oder Zürcher. Ja, der Heimkehrende ist der Alte geblieben! Mit Weitsicht und freier Politik wirft er seine Stimme in die vaterländische Urne, einer der liberalsten Schweizer. Aber auch einer der konservativsten Kantöner! Denn trotz aller internationalen Erfahrungen reicht er nur ungern Hand, um die Zöpfe und Zöpflein der engern Heimat zu beschneiden. Nachdem er über den Trafalgar Square und unter dem Arc de triomphe so großstädtisch als irgend einer geschritten, nimmt er in der ersten heimathlichen Stunde wieder den alten weitausholenden Bergschritt hervor, mit dem er als Jüngling so leicht und gelassen den Säbris oder die Niesern hinaufstief. Und er wird, nachdem er viele Jahre lang nur englisch redete, sowie er den ersten Außerrhödler trifft, das uralte herrliche Gaiserdütsch sprechen, als hätte er es nie unterbrochen, diese singende, bald in schnellen, bald in gedehnten Rhythmen laufende Mundart, grobholperig und weichsammtig, genau wie die Hügel ums prächtige Dorf.

Ja, Gaiserbähnli, so kommen sie alle wieder zurück, als wären sie nicht in Indien, sondern nur rasch in Basel gewesen! Sie haben wenig verloren, viel gewonnen. Du trägst sie heim und fühlst wohl, daß sie nicht bloß

eine schwerere Schulter und ein umfangreicheres Bäuchlein, sondern auch einen schwerern Koffer heimbringen, diese Leute, die so dünnbeinig und so leichten Bündelchens davonzogen!

4. Romantik auf dem Weg.

Das Gaiserbähni blickt mich strafend an, als wollte es sagen: Was hältst du Schreiberlein mich mit deinem Wirbelwind von Worten auf? Gescheiter als das viele Schwätzen ist Handeln! Und rüstig fährt es zur ersten Station Riethäusle.

Diese Stationen! Es gibt auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen. Es sind einfach Wirtschaftshäuser oder Herbergen. Eine Station heißt „Linde“, die andere „Rose“, eine dritte „Luftmühle“ usw. Das Bähni hält. Ein Junge springt mit ein paar Briefen aus der Türe, ein Knecht wirft etliche Säcke Obst oder Kartoffeln in den Gepäckwagen. „Halt!“ schreit ein lachendes Wirtschaftskind, als das Bähni schon anfängt, weiter zu rasseln. „Halt!“ Und sieh da, das Gaiserbähni ist galant genug und stoppt, sodas unser Jüngferchen seine Ansichtskarte mit zwei großen brennenden Herzen nach Bühler an einen gewissen F. D. noch zur Post legen kann. Das gefällt mir. Die großartigen Berliner- und Hamburgerherrschaften, die das ganze Coupé mit ihrem Norddeutsch durchschmettern, sie müssen sich gedulden, der alte Lord von Heresford gleichfalls und der Marcheje da Bonfelter mit Signorina und Signora desgleichen! Das ganze anspruchsvolle Ausland muß warten, weil die verliebte Marie ihrem Fränzli eine Karte mit zwei Herzen hinaufschickt!

Von nun an sieht das Bähni aus wie umgewandelt. Es ist noch eine Bahn, o ja, eine sehr tapfere sogar! Aber es hat so ein heimeliges Gesicht angenommen, fast wie eine alte liebe Post. Man darf aufs Trittbrett hinausstiegen, kann Haselblätter von den Hagen pflücken, kann sogar mit den Straßenleuten plaudern. „Du, Hannes, heut abend kann ich nicht zum Kegeln kommen! Sags dem Kuerdli! Wir haben daheim . . .“ Arrr, das übrige verschlingt das Getöse der Bahn! Von der Straße grüßen Bekannte ins Waggonfenster, und jedesmal scheint das Bähni langsamer zu fahren, als wollte es der Begegnung Zeit lassen, sich die Hand zu drücken.

Es holpert ein bißchen. Für Leute, die wenig Bewegung haben, ist die Fahrt eine gesunde Gymnastik, reckt sie ein bißchen auseinander und schüttelt ihre Philisterröcke durch. Ganz recht! Wenn man in den Bergen ist, soll man merken, daß wir nicht mehr über zahme Asphaltplaster schlendern! Holpere nur zu!

Bei der „Rose“ ist jene klassische Stelle, wo das Gaiserfrauelein nach Rezept des Stadtdoktors einen ersten Schluck aus dem Gütterli nehmen sollte. Derowegen der ganze Zug anhielt. Denn das Weiblein hatte es dem Kon-

dukteur anbedungen, wenn man zur „Rose“ komme, es zu melden. Ein Weiblein über die Station hinaus fällt es dem Kondukteur ein, daß er dort die Alte hätte aussetzen sollen. Stramm hält der Zug. Aber das Weiblein steigt nicht aus, sondern dankt für die Freundlichkeit des Mannes und tut einen ersten Zug aus Dr. Watsons verdammt bitterer Medizinflasche.

5. Stille, heilige Berge!

Aber lange, ehe man zur „Luftmühle“ oder gar zur „Rose“ kommt, weichen die engen schroffen Sitterufer, und man sieht über den weiten Teufersboden auf einmal das wunderbare Alpsteingebirge mit seinen grauen Hörnern, Kuppen und Mauern, das in der wechselnden Beleuchtung, z. B. nach Sonnenuntergang oder wenn ein Blitz die gewitterbeschattete violette Landschaft durchglüht, wie eine feierliche sagenhafte Stadt aus einem alten Märchen ersteht. Eigentlich sind es drei Gebirge hintereinander, und jedes läßt durch tiefe Lücken das andere hervorblücken, sodas man an ein Volk von Geharnischten denkt, wo aus dem großen Haufen Bewehrter der hochbehelmete „Altmann“ und der breitschultrige „Säntis“ als Führer hervorragen. Aber die „Türme“ stehen wie eine geschlossene Leibgarde dabei, während das „Staubereklänzeli“ einsam seitwärts steht, wie ein unerfahrenes, junges, kühnes Ritterlein, das auf eigene Faust fechten möchte.

Ich habe viele Gebirge gesehen, höhere, stürmischere, titanenhafte. Aber nie sah ich eine Hochwelt, die so allein und ernst und ehrwürdig für sich da stand, so breitlinig und dabei so mannigfaltig in den Formen, so unabhängig von allen andern Bergfamilien, so beständig und doch so gesichterreich wie diese. Nie sah ich ein Gebirge, das, ähnlich dem äußerlichen Wesen des Außerrhodens, so unglaublich viele Mienen zeigt, so wunderfame Farbläunen. Bald sieht es aus wie von Kupferglut umflossen, wenn ferne, tückische Unwetter sich vorbereiten; bald zwischen Abendsonne und mächtigen Föhnwolken schimmert es wie von eitel Goldstaub überrieselt; bald dunkelt es in weiches Violett und tiefstes Blau ab, bald zeigt es sich grau, öde, tot. Dann wieder rückt es nahe wie eine übermächtige Kulisse der Natur oder weicht zurück in



Hans Widmer, Brienzbryler, Winterabend (1905). Original in Berner Privatbesitz.

eine unerreichbare Ferne. Wenn der Novemberwind über die Gräte segt, meint man einen Greis mit fliegenden Silbersträhnen zu sehen. Oft aber blickt es so freundlich und gütig in die Tiefe, als wollte es mit seinen schweren steinernen Händen den Menschen aus dem Tal in seine Höhen hinaufhelfen.

Ich kenne kein Gebirge, das so anmutig leichte Häupter hat wie den Ramor und den Hohen Kästen und das gleich wieder in so schreckbaren Felszinken gipfelt wie den Kreuzbergen.

Ja, das Alpsteingebirge ist eine Welt für sich, und es kann mit Glanz bestehen, wenn von der Berninagruppe, den Eiskönigen des Berner Oberlandes, von den erhabenen Tauern oder dem Niffelalppanorama geredet wird! Es besitzt so gut wie jene seine Wirtschaften, Berggütten, seine fetten Alpen und seine unergründlichen Seen, seine Alpenrosen, Edelweiß, Männerrreu und Bergenzianen, dann seine Kletterpartien und trostlosen Steinwüsten, Bergjodler, Geißen und Gamsen, sogar ein klein wenig auch seine unzerschmelzlichen Gletscher und seinen Blick tief in die Stuben und Nebenkammern der Schweiz hinein, aber auch zu den Fenstern der Heimat hinaus weit in die Herrenländer von Ost und Nord. Aber was es noch nicht mit jenen andern teilt, das ist die Eisenbahn, das ist ein Lift, das ist der dumme, neben Sonne und Mond und Sternen so lächerliche Scheinwerfer, das ist der Kellner-Bratenfrack, das Gong-Geläute und alles, was uns Schweizern nach und nach die Berge stiehlt, nachdem es uns zum Teil die Städte schon geraubt und den Trottoirmenschen des Auslands überliefert

Nicht wahr, liebes Bähnlein, bis Zweibrücken, bis Gais, bestenfalls bis Appenzell fährst du, aber weiter nie ins Heiligtum deiner großen, stillen Berge!

6. Die saubersten Dörfer der Welt.

Nun es einmal in seinen Hügeln ist, fühlt sich das Bähnlein erst recht wohl. Es sieht sich um. Überall grüne Wiesen auf und ab, überall dunkle Tannenforste darüber fleckenweise gestreut, überall tiefe Einschnitte von den kleinen unruhigen Bächen, die gleich den Außerrhödlerbächen so freundliche Wässerchen sein können, wenn das Wetter gut ist, aber so gräßliche Plagegeister, wenn der Himmel sich verdüstert! Und überall nette Gärtchen an der Straße, die Dörfer an den besten wohligen Plätzen, so saubere, blanke, niedliche Dörfer dazu, mit so hellen Gassen, so reinlichen Türschwelen, so glitzrigen Fenstern und so sittigen Geraniensbüden auf dem Gesims, Dörfer mit so geweckten, gepuzten Gesichtern, wie es sicher auf der Erde keine ähnlichen gibt! Wer vom Sommersberg oder Gäbris auf diese Ortschaften blickt, an den glänzen sie empor wie nagelneues Spielzeug, das man eben aus der Schachtel genommen und in diese saftige Talweide gestellt hat. Neben ihnen, diesen glattgekämmten und frischgewaschenen Bergmädchen, kommen einem die Rheintalstöchter wie verbrauchte, verflachte Mägde in alten zerrissenen Toppen vor.

Aber was ich da rechtens rühme, ist doch etwa nicht holländische Keilichkeit und Korrektheit. Die wäre langweilig und fast krankhaft. Nein, es gilt hier eine be-

hagliche, bequeme, gemütliche Sauberkeit ohne Zwang und Pein für irgendwen. Diese Propereit kommt aus der innersten Natur des Volkes, das ja auch so hübsche Wälder, so sauber vom Wind geschauerte Felsen, so reine Bergzinnen, einen so weißen Schnee, so klare Wasserquellen und ein so schönes, frisches Menschenauge hat. Und weil diese Sauberkeit aus seiner Natur kommt, klebt nichts Gefünsteltes an ihr. Sie gehört zum Außerrhödler wie der Glanz zum Lichte. Er muß so nette Dörfer, so spiegelhelle Scheiben, so wohlgebürstete Kleider, so genau liniertes Schreibpapier, ein so frischgepültes Mostglas und so glanzgewichtete Schuhe haben. Das paßt wie der unbefleckte Schnee, die reine Höhenluft und das weiße Garn seiner Stickerkunst durchaus zu seinem Wesen. Er könnte anders nicht leben!

7. Die Hundwiler Landsgemeinde. Ein junger Cäsar.

Wenn das Gaiserbähni seine lieben nahen und fernen Dörfer sieht, grüßt es sie innig. Aber jedes auf eine andere Weise. Sie haben ihre Eigenheiten und wollen verschieden behandelt sein.

Im großen gewerbereichen Teufen, das noch etwas vom Stadtglanz St. Gallens auf sich ruhen läßt, da ziemt ein vornehmer, kühler Gruß, so, wie ihn etwa zwei Herren wechseln würden, die auf dem Trottoir der Zürcherbörse sich begegnen, mit gleichen Aktien in der Tasche, gleichen weißen Westen, gleichen zweipfündigen Goldketten darüber und gleichen runden Banfierbäuchen.

Nun sind zwar die Teufener durchaus Außerrhödler. Aber so streng raffenhaft wie die weiter oben, die von Trogen, Gais oder Urnäsch, sondern sie sich nicht mehr von uns mindern und geringern Menschen. Wenn sie reden, klingt schon das St. Galler Stadtglocklein durch. Sie sprechen schneller, gewandter, geschliffener als die obern Brüder. Was sie tun und jagen, gleicht einer Münze, die zwar noch jedenfalls das Außerrhödler Bärenwappen trägt; aber die Schraffierung ist etwas vermischt, und die Ränder sind ein wenig abgefeilt. Man denkt an Herisau, nur ein bißchen jedoch; denn die Herisauer Münze ist schon ganz von internationalem Schläff.

Aber droben in Hundwil oder Gais — ich fahre in meinem Münzengleichnis fort — da herrscht noch eine harte Prägung. Mit scharfem Stichel sieht man das brummige Wappentier gezeichnet, wie es auf den hintern Beinen steht und eine wuchtige, doch blitzschnelle Tazze weist. Auf dem Revers erblickt man ein stolzes festes Haus und einen schweren Kirchturm. Darunter mit unerbittlicher Schärfe: „Gais“. Nicht anders, als wie etwa unter kaiserlichen Erlassen gebieterisch Wilhelm I. R. steht.

Von ferne winken zwei Helme. Das wird Stein sein und weiter hinten Hundwil, das uralte Dorf mit der Landsgemeinde. Respektvoll, wie man einen Landammann grüßt, winkt das Bähnlein hinüber. Ihm wird feierlich zumute. Es denkt an den letzten Sonntag im April, wo die Völker des Landes auf dem einzigartigen Kirchplatz von Hundwil zusammenströmten, um über die Losse der Heimat zu entscheiden.

(Fortsetzung folgt).